



Nach dem Vulkanausbruch ist vor dem Vulkanausbruch: Katla auf Island in kühler Ruhestellung.

Foto Wikimedia

Infektiöse Leinwandträume

Der isländische Autor Sjón erzählt von einem homosexuellen Künstler in Reykjavík 1918: Sein Roman „Der Junge, den es nicht gab“ ist eine expressionistische Miniatur über Unabhängigkeit und Emanzipation.

Der Winter 1918 ist einer der dunkelsten in der isländischen Geschichte. Die Eruptionen des Vulkans Katla werden zwar spürbar weniger, doch noch immer steht die Rauchsäule steil am Horizont. Eine Rußschicht bedeckt bei ungünstigen Windverhältnissen die Häuser von Reykjavík. „Noch um zehn Uhr vormittags war es in den Schlafzimmern der Stadt so finster wie in tiefster Nacht. Aus diesem Grund kamen viele von ihnen erst spät aus den Federn, und als der Junge gegen Mittag loszieht, tasten sich die Menschen gerade erst in die Wirklichkeit zurück.“

Doch die Wirklichkeit unter der Asche ist nicht weniger düster als die Atmosphäre nach dem Vulkanausbruch. Die Spanische Grippe geht um. Die ersten Krankheitsfälle wurden zu Beginn des Monats registriert, nur wenige Tage später ist je-

der dritte Bewohner Reykjavíks ernsthaft erkrankt. Den Verlauf der Pandemie erkennt der Junge, dessen Schicksal der schmale Roman des Isländers Sjón verfolgt, am Ausbleiben des Publikums in den Kinosälen. Es wird still im Stummfilm. Nun hat es auch die Musiker der Live-Kapellen erwischt. Das Kino wird hier wortwörtlich zur Ansteckungsanstalt umcodiert. Nur der Junge, ein unbeirrbar Cinephiler, lässt sich nicht abhalten vom sinnlichen Vergnügen. Das bisschen Geld, das er sich als Toyboy verwegener Männer in Reykjavíks Gassen verdient, trägt er sofort an die nächste Kinokasse. Es gibt keinen nach Island importierten Stummfilm, den er nicht gesehen hat. Bis auf eine Ausnahme, als er selbst von der Influenza geschüttelt wird.

Sjón, der ausbuchstabiert Sigurjón Birgir Sigurðsson heißt, hat sich in den achtziger Jahren als Mitglied der Surrealistischen-Punk-Dada-Performance-Lyrikgruppe Medusa einen Namen als Verfasser traumwandlerischer Lyrik gemacht. Richtig bekannt geworden ist er dann durch Songtexte, die er für Björks Auftritt in Lars von Triers Film „Dancer in the Dark“ geschrieben hat. „Der Junge, den es nicht gab“ ist sein vierter Roman. Sjón kehrt darin zu der reduzierten Bildsprache seiner frühen Prosa zurück, nachdem er vor vier Jahren einen neuzeitlichen Naturforscher etwas zu beherzt aus seinen Mistelzweigen hatte sprechen lassen. Der Junge, von dem Sjóns neuer Roman handelt, hat es nun weniger mit den Neigungen der Natur zu tun als mit der Natur der Neigungen. Ihn zieht es nicht nur

ins die Vorstellungskraft mit Traumbildern infizierende Kino, sondern auch zu den Männern. Homosexualität kann im Island der erzählten Zeit nur im Verborgenen gelebt werden. „Der Junge, den es nicht gab“ ist nicht nur aus diesem Grund die Geschichte eines Ortlosen. Schon als Kind von seiner Mutter, der traurigen Insassin einer Leprastation, getrennt, dann von einer Urgroßtante versorgt, verbringt Máni Stein seine Zeit am liebsten an Orten, die es nur auf der Leinwand gibt oder eben dort, wo es sonst nur die Bettler und Gauner hinzieht.

Die einzige positive weibliche Figur ist die gleichaltrige Sóla Guob-, die ihn an eine Stummfilmdiva mit dem klingenden Namen Musidora erinnert. Sie fährt Motorrad und ist von einer Aura überindividuell Freiheit umweht, wie sie für den Jungen in seiner Lage unvorstellbar ist. „Wie er weiß, liegt es in der Natur solcher Frauen wie Sóla Guob- und Irma Vep, ihrer französischen Doppelgängerin aus „Les Vampires“ und dort von Musidora verkörpert, dass sie in jede erdenkliche Rolle schlüpfen und dabei zugleich „Die Frau schlechthin“ und „Die einzig Wahre“ sein können.“ Das „einzig Wahre“ definiert sich für den Jungen in einer unerhörten Lust an der Überschreitung, wie sie Musidora in der Rolle der Gangsterbraut Irma Vep auskostet, indem sie in einem schwarzen Catsuit Hauswände und Dächer erklimmt. „Und all das tut sie mit der unbeschwertem Leidenschaft derer, die sich von den Gesetzen ihrer Mitbürger losgesagt haben.“

Dem Jungen selbst gelingt es nicht, sich von den Gesetzen seiner Mitbürger loszusagen. Er wird in flagranti mit einem dänischen Matrosen erwischt und von der Insel entfernt, um sie erst viele Jahre später als Dolmetscher eines britischen Filmteams wieder zu betreten.

Sjón ist eine wunderbare expressionistische Miniatur über das Reykjavík kurz vor der Unabhängigkeit gelungen. Leitmotivisch wird die Erzählung vorangetrieben durch das Motiv der Ansteckung: infektiöse Leinwandträume, Infektionskrankheiten, deren Verbreitung in den Leprahäusern der Jahrhundertwende und später in den Theatersälen der Filmära ihren Lauf nimmt, und die Angst vor einem infektiösen Sittenverfall im Kino und in der Männerliebe. Am Ende erzählt Sjón auf nur hundertfünfzig Seiten auch die literarische Geschichte einer Befreiung zum Künstler. In einer ebenso klaren wie drastischen Sprache werden historische Ereignisse darin ebenso souverän verhandelt wie die großen emanzipatorischen Fragen der ersten Hälfte des vergangenen europäischen Jahrhunderts. KATHARINA TEUTSCH



Sjón: „Der Junge, den es nicht gab“. Roman.

S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2015. 150 S., geb., 17,99 €.

Was Linke wie Rechte am Liberalismus stört

Am Ziel vorbei: Julika Rosenstock spannt konservatives Staatsrecht mit rechtsradikalen Positionen zusammen

Was haben das Aktionsprogramm der NPD und die Grundsätze des Kampfbandes Deutscher Sozialisten mit den Überlegungen konservativer Staatsrechtsdenker wie Josef Isensee, Otto Depenheuer und Christian Hillgruber gemeinsam? Man möchte vermuten, die Antwort könne nur lauten: nichts. Damit unterschätzte man jedoch die Reizwirkung, die von dem Umstand ausgeht, dass die genannten Positionen allesamt rechts vom intellektuellen Mainstream angesiedelt sind. Für Julika Rosenstock ist dies Anlass genug, nach einer sie verbindenden Klammer zu suchen. Sie findet diese in einer gemeinsamen Gegnerschaft der „Rechten“ zu dem Leitwert allgemeiner Menschengleichheit.

In der rechtsradikalen Literatur wird die Autorin dabei ohne weiteres fündig. Der Annahme, dass allen Menschen, allein weil sie Menschen sind, die gleiche Würde zukomme – eine Würde, die weder verdient werden muss noch verspielt werden kann –, stellen rechtsradikale Programmwürfe ein Menschsein auf der Basis seinsgebundener Verschiedenheit entgegen. Der Unordnung einer Gesellschaft ohne Hemmungen, ohne Anstand und ohne Stausicherheit lässt sich danach nur durch die Etablierung einer hierarchisch gegliederten Gesellschaft wehren, die jedem seinen naturgewollten und deshalb seinsadäquaten Platz anweist: dem Mädel wie dem Burschen, dem Arbeiter der Stirn ebenso wie dem Arbeiter der Faust. Die Attraktivität derartiger Konzeptionen erblickt Rosenstock darin, dass sie Erlösung von der Spannung versprechen, die modernen Gesellschaften eigen sei. Zwar bemühten diese sich einerseits mehr und mehr um die Durchsetzung von Gleichheit in der Sphäre des Rechts und in der Wertschätzung von Lebensstilen, andererseits aber muteten sie ihren Bürgern immer mehr Ungleichheit der materiellen Ressourcen und der sozialen Wertschätzung ihrer Leistungsfähigkeit zu. Eine Wertegemeinschaft, die auf der Überzeugung beruhe, dass jedermann nur seinen Anteil leisten, seine Aufgabe im großen Ganzen ordnungsgemäß erfüllen müsse, eröffne dem Einzelnen demgegenüber die Möglichkeit, Anspruch auf Unterstützung und soziale Wertschätzung schon allein wegen dieser Leistung einzufordern. Die Überzeugung, in der Volksgemeinschaft nicht mit anderen zu konkurrieren, sondern gemeinsam mit ihnen zu dienen, entlaste ihn von den Risiken und Nebenwirkungen einer spätmodernen Existenz.

Diese Deutung ist durchaus anregend, denn wie alle funktionalistischen Analysen unterläuft sie die Konstruktion ideologischer Gegensätze durch den Nachweis verborgener Gemeinsamkeiten. So lässt sie erkennen, dass es zwischen rechter und linker Liberalismuskritik substantielle Überschneidungen gibt. Vor allem aber lässt sie die Annahme als trügerisch erscheinen, dass der Rechtsradikalismus ein Residuum vormoderner Verstocktheit darstelle, das sich im Zuge des sozialen Fortschritts auflösen werde. In Rosenstocks Lesart erweist sich der Rechtsradikalismus vielmehr als ein durch und durch modernes Phänomen. Als ein Kind dessen, wogegen er protestiert, wird er der Moderne auch künftig erhalten bleiben.

Aber was hat all dies mit dem konservativen Staatsrechtsdenken zu tun? Zur Untermauerung ihrer These von der generellen Distanz „rechten“ Denkens gegenüber der Präsomption allgemeiner Menschengleichheit untersucht Rosenstock zunächst die Debatte über die Rettungsfolter. Diejenigen Autoren, die die Androhung und den Einsatz willensbrechender Mittel im äußersten Notfall nicht von vornherein ausschließen, stellen zur Begründung entscheidend auf die Verantwor-

tungsdifferenz zwischen dem Tatverdächtigen und seinem Opfer ab. Für Rosenstock läuft dies auf die Annahme hinaus, „dass letztlich ein Mensch offenbar verpflichtet ist, sich so zu verhalten, dass der Staat nicht gezwungen ist, ihn zu foltern“. Darin liege ein Bruch mit dem Leitwert der Würdegleichheit aller Menschen.

Mit dieser allzu holzschnittartigen Deutung wird die Autorin der von ihr dargestellten Position allerdings nicht gerecht. Deren Vertreter verstehen sich keineswegs als Kritiker des Gedankens der Menschenwürdegleichheit, sondern als dessen wahre Verfechter. Der herrschenden Gegenauffassung werfen sie vor, bei ihrer Problemexposition die Menschenwürde des Opfers unter den Tisch fallen zu lassen, dem Opfer die gleichberechtigte Berücksichtigung seiner rechtlichen Belange also gerade abzusprechen. Eine konsequent am Gleichheitsgedanken orientierte Konfliktanalyse komme demgegenüber nicht umhin, in den heiklen Fällen eine Kollision von Würdeansprüchen festzustellen. Diese Kollision unter Rückgriff auf das beispielsweise aus dem Notwehrrecht bekannte Verantwortungsprinzip aufzulösen sei nicht willkürlich, sondern systemkonform. Auch der letztgenannte Argumentationsschritt hat mit der rechtsradikalen Gleichheitskritik nichts zu tun, sondern stellt eher die Ausweitung einer genuin liberalen Begründungsfigur dar. Dies bedeutet nicht, dass man diese Position gutheißen müsste. Es zeigt aber, dass Rosenstock sich den falschen Beurteilungsmaßstab ausgesucht hat.

Das Gleiche gilt für die zweite von der Autorin analysierte Diskussion: die Kontroverse über die Befugnis zum Abschuss entführter Flugzeuge. Die Befürworter einer solchen Befugnis machen der vom Bundesverfassungsgericht angeführten Gegenauffassung wieder eine unvollständige Situationsbeschreibung zum Vorwurf. Nicht nur die Würde der unschuldigen Flugpassagiere verdiene Berücksichtigung, sondern auch die der Menschen am Boden. Diesen Konflikt zuingunsten der ohnehin todgeweihten Passagiere aufzulösen sei ebenso wenig willkürlich wie die Hintanstellung der Belange des Entführers gegenüber demjenigen des Entführten, sondern entspreche einer weitverbreiteten moralischen Intuition. Auch dieser Gedankengang mag angefechtbar sein, wiederum aber nicht unter dem von Rosenstock hervorgehobenen Gesichtspunkt.

Rosenstocks Versuch, rechtsradikale Pamphlete unter dem Stichwort der Gleichheitskritik mit den Arbeiten konservativer Staatsrechtslehrer zusammenzuspannen, schlägt demnach fehl. Ernstzunehmendes konservatives Staatsdenken versteht sich heute hauptsächlich als Aufklärung über Aufklärung, das heißt als Versuch, die Implikationen der aufklärerischen Freiheitsverheißung bis zum Ende zu durchdenken, statt sich mit politisch leichter verdäulichen argumentativen Verkündungen zufriedenzugeben. Vom Rechtsradikalismus, der statt einer solchen Aufklärung zweiter Stufe eine „Befreiung von der Befreiung“ (Rosenstock) anstrebt, ist dieses Denken durch eine tiefe Kluft geschieden. Aber vermutlich ist dies ein zu uncooler Befund, um zum Gegenstand einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht zu werden. MICHAEL PAWLIK



Julika Rosenstock: „Vom Anspruch auf Ungleichheit“, über die Kritik am Grundsatz bedingungsloser Menschengleichheit. Verlag Weibrock Wissenschaft, Weiberswist 2015. 364 S., geb., 39,90 €.

Texte von Freunden, Freunden von Freunden und guten Bekannten

Lust und Last der Konzentration: Das E-Book-Projekt „Fiktion“ will anspruchsvoller Literatur einen Weg ins Digitale bahnen – mit gemischtem Erfolg

Im digitalen Literaturbetrieb sei *work in progress* Normalität, schrieb ich vor kurzem. Sei es in Form eines sich fortlaufend entwickelnden, in verschiedenen, rasch aufeinanderfolgenden Ausgaben erscheinenden E-Books, eines literarischen Blogs oder eben eines Modellprojekts deutsch- und englischsprachiger Autoren, „das die sich durch die Digitalisierung eröffnenden Chancen für die Wahrnehmung und Verbreitung anspruchsvoller Literatur weiterzuentwickeln sucht“. Was sich in solch hölzernem Antragsdeutsch stellt, ist das Literaturprojekt „Fiktion“, das denn auch von der Kulturstiftung des Bundes mit 240 000 Euro gefördert wird. Damit kann „Fiktion“ kostenlose Original-E-Books gleichzeitig auf Deutsch und Englisch herausbringen, neue Präsentationsweisen von Literatur international erproben, die Anpassung des Urheberrechts beflügeln und nicht zuletzt ein digitales Leseformat entwickeln, das konzentrationstheoretisch wirken soll. Treibt doch die Projekt- und Programmleiter Mathias Gatzka und Ingo Niermann, die im Hauptberuf Autoren sind, die Frage um, „welche Chancen das digitale Zeitalter gerade auch für eine besondere Konzentration erfordernde Literatur bietet“.

Ich erinnere mich: Berlin, Haus der Kulturen der Welt im Sommer 2014. Das Pro-

gramm von „Fiktion“ startet mit dem Romanerzählung „ALFF“ des Dramatikers Jakob Nolte, einem „Highschool-Mystery-Thriller“, in dem es um eine Mordserie im fernen Neuengland geht. Der Raum ist komplett verdunkelt, Jakob Nolte sitzt mit einem elektronischen Lesegerät vor uns, sein Text wird an die Wand projiziert und scrollt in dem von „Fiktion“ entwickelten Leseformat weiter wie auf einem Teleprompter. Aber Autor und Publikum können der recht hohen Geschwindigkeit nicht folgen. Trotz mehrerer Interventionen der Programmleitung kann daher bald von einer Konzentration auf den Text keine Rede mehr sein. Startprobleme, dachte ich damals.

„Im Idealfall wüsste der Reader, wie schnell man liest, dann müsste man nicht mehr interagieren, aber das ist technisch nicht möglich“, erklärt mir Ingo Niermann. „Der Normalzustand ist, dass sich der Text langsam weiterbewegt und man nur acht bis neun Zeilen sieht – das hat eine konzentrationstheoretische Wirkung.“ Optimierte wird das Verfahren mittels Versuchsreihen, die Arthur Jacobs, Professor für Experimentelle und Neurokognitive Psychologie an der Freien Universität Berlin, durchführt. Ich finde das Scrollen, das nur online auf der Fiktion-Website möglich ist, verwirrend, anstrengend, ermüdend. Meine Aufmerksamkeit lässt nach.

Nun ist Aufmerksamkeit in unserer medial bestimmten Gegenwart ein Gut, das sich Konzerne viel kosten lassen. Das hohe Maß an Aufmerksamkeit, das „Fiktion“ seit seinen Anfängen im Frühjahr 2013 erhält, mag sich so mancher kleine Digitalverlag wünschen, der alle Kosten für Produktion, Werbung, Autoren und Übersetzer aus eigener Kasse zahlen

e-LEKTÜREN

muss. „Fiktion“ hingegen verfügt über öffentliche Mittel, wartet mit Workshops für Autoren, Juristen und Verlagsexperten auf, mit einem Kongress zur Literatur im digitalen Zeitalter, mit einer Deklaration, die Literaturnobelpreisträgerin Elfriede Jelinek, Bachmannpreisträgerin Pia Peter Bremer und andere bekannte Autorinnen und Autoren unterzeichnet haben. Es geht den Machern und Mitstreitern von „Fiktion“ darum, „anspruchsvoller“ Literatur Wege ins Digitale zu bahnen, wie sie das Genre schon längst für sich gefunden hat: präzise lektorierte, von Freunden und von Freunden von Freunden empfohlene Texte, die das Niveau des digitalen Literaturbetriebs anheben sollen. Schriftsteller aus aller Welt, die Künstler sind, und Künstler

aus aller Welt, die Schriftsteller sind, machen bei „Fiktion“ mit, Dramatiker, Dichter, Wissenschaftler, Journalisten, Musiker. Viele von ihnen dürften dem deutschen Publikum eher unbekannt sein wie etwa Rajeev Balasubramanyam, der neben Jakob Nolte mit seinem „Roman in zehn Teilen“ unter dem Titel „Starstruck“ das „Fiktion“-Programm eröffnet hat. Beide Romane wurden bei ihrem Erscheinen zwar als recht unterhaltsam aufgefasst, aber nicht als Beispiele jener hehren Literatur, um die es angeblich gehen sollte. Auch mich hat erst das dritte „Fiktion“-E-Book begeistert: Der Roman „Herr F“ des schottischen Avantgardisten Momus ist die umwerfend komische Geschichte eines gescheiterten faustischen Schriftstellers und zugleich eine brillante Satire auf den deutschen Literaturbetrieb, in der ein Verlag namens „Suhrkamp Parallel“ keine unbedeutende Rolle spielt.

Mag sein, dass „Fiktion“ eine gewisse Vorlaufzeit gebraucht hat, um seine Ziele durch Editionsbeispiele zu belegen. Ende Juni wurde neben dem Romandebüt „Elephantenchroniken“ der rumänischen Historikerin Sinziana Pălineanu eine Sammlung von Essays, Studien, Gedichten und Erzählungen im Haus der Kulturen der Welt präsentiert, die der Herausgeber Ingo Niermann mit dem Titel „Konzentration“

überschrieben hat. In seiner Einleitung formuliert er noch einmal eines der zentralen Anliegen von „Fiktion“, nämlich zu ergründen, wie es trotz zahlreicher medialer Konkurrenzangebote künftig möglich sein könnte, sich auf nichttriviale Texte zu konzentrieren. Neunzehn Autorinnen und Autoren wurden von Niermann um Beiträge gebeten, die trotz des gemeinsamen Themas formal und inhaltlich weit auseinander liegen. Problematisch finde ich abermals das editorische Prinzip von „Fiktion“, Autorenanfragen zwar auf der projekteigenen Website einzustellen, nicht aber in die E-Books aufzunehmen. Auch frage ich mich, ob es tatsächlich günstig ist, vornehmlich Texte von Freunden und von Freunden von Freunden zu publizieren.

Denn einiges aus dem Prosa- und Lyrik-Angebot erscheint mir auf unlösbare Weise rätselhaft, manche Beiträge aus dem essayistisch-akademischen Bereich wirken überinformiert und unterstrukturiert, so dass ich die Lust am Text verliere. Meine Konzentration verfängt sich vielmehr in schlichten, zur weiteren Reflexion anregenden Fragen, wie sie die Berliner Autorin Nina Bußmann stellt: „Wor- auf hat die Aufmerksamkeit sich zu richten? Was gilt als wesentlich, was nicht, und wer hat das entschieden?“ Auch die ironischen Tweets des amerikanischen

Anti-Lyrikers Kenneth Goldsmith halten mich bei Laune: „#Ablenkung ist die neue #Konzentration.“ Schließlich folge ich sehr gern den essayistischen Ausführungen Niermanns, der für einen erweiterten, auf Ideen konzentrierten Literaturbegriff wirbt – eine konzeptuelle Position, die sich vielleicht im digitalen Raum eher durchsetzen lässt als im herkömmlichen Buchbetrieb. Wenn Sie darüber mehr erfahren möchten, dann lesen Sie hier demnächst weiter. ELKE HEINEMANN

Die Verfasserin lebt als Schriftstellerin und Publizistin in Berlin. Die letzte Folge ihrer monatlichen „E-Lektüren“ erschien am 3. Juni.

Ingo Niermann (Hrsg.): „Konzentration“. Mit Beiträgen von Dirk Baecker, Nina Bußmann, Charis Conn, Kenneth Goldsmith, Boris Groys, Ingeborg Harms, Arthur Jacobs, Sophie Jung, Quinn Latimer, Ingo Niermann, Amy Patton, Raoul Schrott, Emily Segal, Jenna Sutela, Alexander Tarakhovskiy, Johannes Thumfart, Ronnie Vuine, Elvia Wilk, Jacob Wren.

Aus dem Englischen von Andreas L. Hofbauer, Sophie Jung und Yolanda Vögtele. Fiktion, Berlin, Juni 2015.

Ingo Niermann (Ed.): „Concentration“. English translation by Nathaniel McBride and Amy Patton. Fiktion, June 2015.